

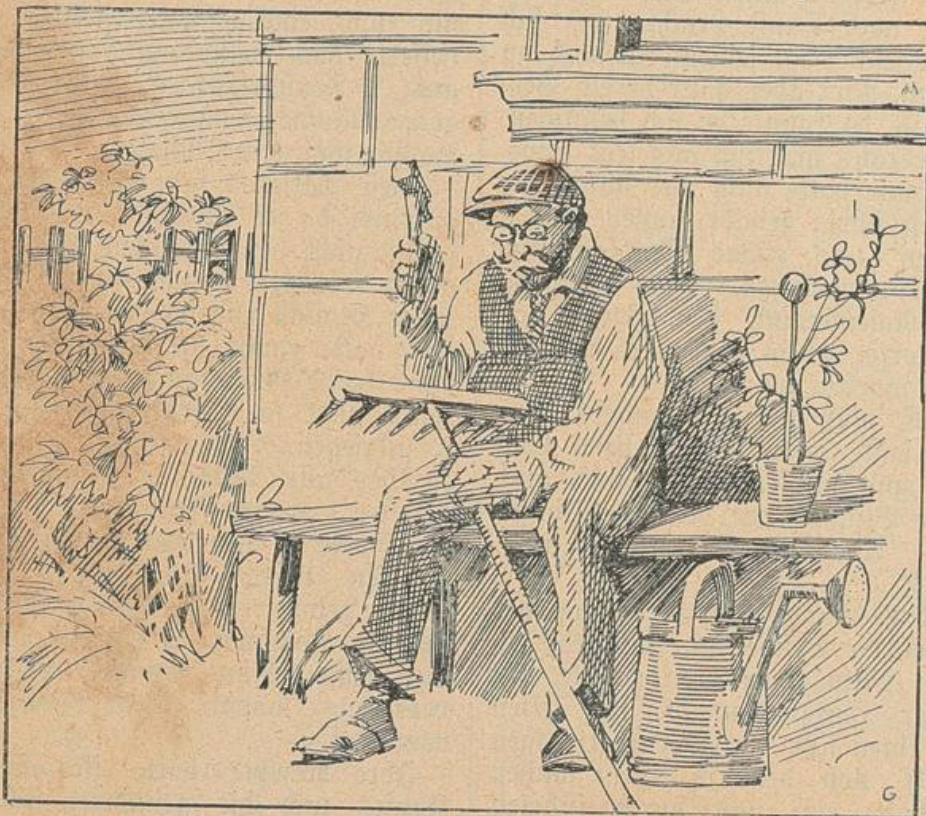
Festen Fuß gefaßt.

Novellette von Emil Weher.

(Nachdruck verboten.)

Nun hatte er es doch noch erreicht, wenn auch mit großer Mühe und Not! „Dr. Eduard Quirin“ durfte er nun mit vollstem Rechte auf Visitenkarten setzen lassen, wenn er solche verwenden wollte, was ja nicht ausbleiben konnte.

nierung, waren sie in der kleinen Stadt geblieben, wo die Mieten aber schon eine ganz erkleckliche Höhe erreicht hatten. Als aber eine alte, alleinstehende, auf dem Lande wohnende Tante der Frau starb und dieser ihr einstöckiges Häuschen nebst Garten vermachte, zogen sie, diesen



Sohn eines früh pensionierten Gerichtsbeamten, der außer ihm noch vier Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern versorgen mußte, hatte er Entfagung und Entbehrung frühzeitig kennen gelernt. Wie war es im elterlichen Hause zugegangen, welche Sparsamkeit herrschte da, welche Entfagung!

Zuerst, nach Eintritt der Pensio-

Glücksfall freudig begrüßend, aufs Land, ob man auch den Anforderungen bezüglich der Kinder besser an dem früheren Wohnorte hätte nachkommen können. Aber jeder, der weiß, was ein nicht allzu kleiner Garten in materieller und idealer Beziehung für einen Beamtenhaushalt bedeutet, der wird die Freude des Vaters begreifen und ihm nach-

nahmen bis zum Abiturientenexamen behauptete.

Auch sein übrigens kinderloser Onkel war sehr zufrieden mit ihm, da er stets dienstwillig und bescheiden war und die Bücher immer sorgsam und ordentlich führte. Da sich das Geschäft hob, so war bald keine Rede mehr davon, daß der Vater Schulgeld senden müsse, der Onkel übernahm alles.

Größere Sorgen traten erst wieder an ihn heran, als er zur Universität abgehen sollte.

Lange sprach er mit seinem Onkel nicht davon, aber dieser machte im entscheidenden Augenblick den Haupt sorgen ein Ende.

„Du hast nun sieben Jahre lang treulich geholfen,“ sagte er, „so daß ich imstande war, heimlich monatlich etwas auf die Sparkasse für dich zu geben. So werde ich dir einen Zuschuß von monatlich fünfzig Mark senden und vielleicht im Notfall etwas Außerordentliches tun können, worauf du übrigens nicht zu sündigen brauchst!“

Über den Schlußsatz lachte er selber laut und kräftig, und der von den schwersten Sorgen befreite Student lachte mit.

„Ich hätte gern mehr getan, aber ich muß mir zum Ersatz doch einen Gehilfen einstellen, und da weiß ich nicht, ob's langt!“ fügte er noch bei.

Eduard ging zur Universität ab und richtete sich sehr sparsam ein, so daß er von seinem Vater nicht mehr wie monatlich fünfzehn Mark und nötige Kleidung annahm, damit die Geschwister nicht in Erziehung und Fortbildung beeinträchtigt würden. Aber auch auf diesen kleinen Zuschuß verzichtete er, als er nach Jahresfrist eine gering besoldete Hauslehrerstelle fand, die es ihm ermöglichte, sich durchzubringen mit voller Durchführung der Studien.

Und denen lag er mit einem Eifer ob, daß von einem Nichtbestehen des Examens keine Rede sein konnte.

Und nun war es so weit! Nach reiflicher Überlegung beschloß er, in der Universitätsstadt zu bleiben und gestützt auf gute Befürwortung einiger Professoren sich da eine Stellung zu schaffen. Er hätte auch nach Hause gehen und da versuchen können, des alten Landarztes Praxis zu übernehmen, aber der konnte noch Monate lang, vielleicht noch länger, tätig sein und darauf konnte er nicht warten. Noch ein weiterer Weg war für ihn gangbar. Er konnte zu seinem Onkel zurückkehren und da versuchen, sich Praxis zu verschaffen. Aber verschiedene Erwägungen hielten ihn davon ab.

Nach Erlangung der Hauslehrerstelle hatte er den Zuschuß des Onkels fast ganz zurücklegen können, was ihm jetzt zustatten kam. Er hatte sich kein Gewissen daraus gemacht, den Zuschuß anzunehmen, denn er wußte, daß der Onkel ihn leisten konnte. Allerdings hätte er aus Stolz gern darauf verzichtet, aber eine innere Stimme hatte ihn immer zurückgehalten, so oft er einen bezüglichen Brief hatte schreiben wollen.

So richtete er sich denn ein, und zwar in Erwartung baldigen Verdienstes einigermaßen fein, was er auch seinem Stande schuldig zu sein glaubte und war. Aber der Jünger Askulaps hatte Muße, die Fliegen an der Wand zu zählen, man beehrte seine Hilfe nicht. So legte er sich die ersten Tage auf das Kanapee und gab sich dem Dolce far niente hin, wobei ihm die lange Pfeife wirksam Beihilfe leistete. Aber diesen Zustand hielt er nur etwa acht Tage lang aus, dann sprang er eines Morgens auf und begann sich zu beschäftigen.

„Ohne Beschäftigung kann ich nun einmal nicht sein, und erholt habe ich mich nachgerade genug!“

Er setzte sich hin, suchte den Rest des beim Examen benützten Papiers hervor und begann eine Abhandlung über eine Kinderkrankheit zu schreiben,

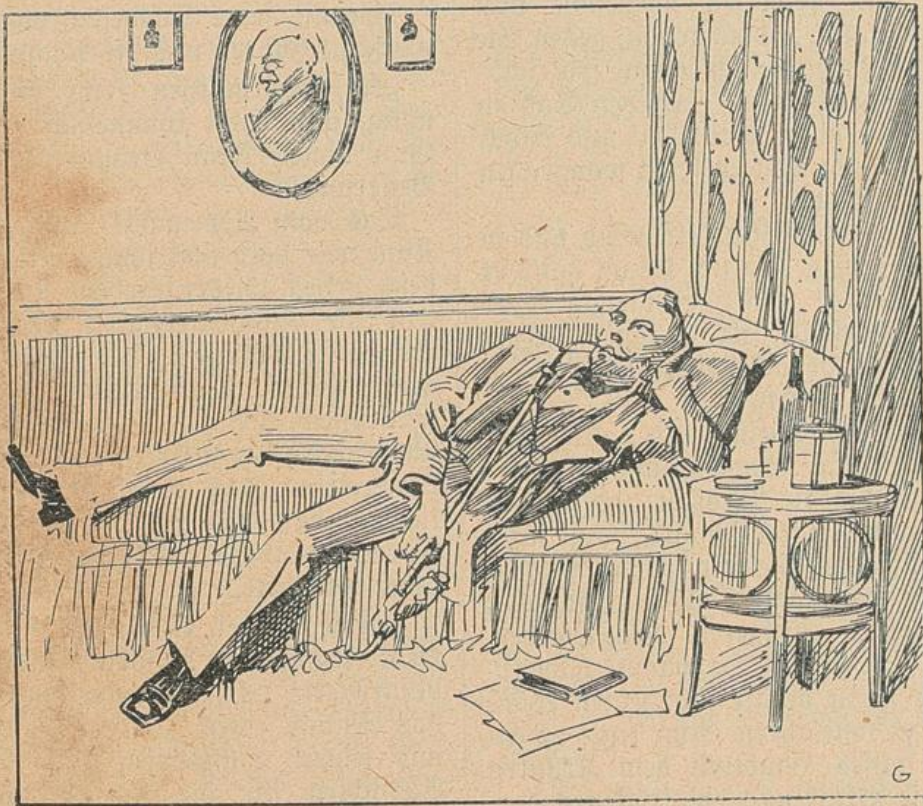
wobei er erstaunt war, wie ihm die Gedanken nur so zuströmten. Einmal im Zuge, schrieb er flott darauf los und hatte bald eine schöne Arbeit fertig, die er einem Fachblatte einreichte und die später bei gutem Honorar angenommen wurde. Er wurde als ärztlicher Schriftsteller auch bald bekannter und fand klingende Anerkennung in Gestalt guten Honorars.

Die Arbeit befriedigte ihn sichtlich, und er brauchte zunächst keine Besorg-

Schreibtische und arbeitete fleißig, als es an seiner Tür klopfte. Auf sein „Herein!“ trat die Waschfrau herein, die ihn schon lange bediente.

Nur flüchtig aufblickend, sah er die Tränen in den Augen der gedrückt aussehenden Frau nicht, er bekümmerte sich nicht um sie, sondern schrieb weiter.

Die Frau sollte nur den Wäschebeutel mitnehmen, der bei der großen Ordnungsliebe des jungen Doktors



nisse zu hegen, daß er sich nicht durchbringen könne, aber er sehnte sich nach ärztlicher Betätigung. Er fühlte die Kraft und die Fähigkeit in sich, Großes zu leisten, aber niemand begehrte seine Hilfe, wie gesagt. So ging ein Vierteljahr dahin, ohne auch nur einen einzigen Patienten gebracht zu haben, weitere gleiche Wochen folgten, so daß er doch besorgt zu werden anfing, weniger wegen seiner als wegen der Geschwister, denen er bestimmt voranzuhelfen wollte.

So saß er eines Tages an seinem

stets zur bestimmten Zeit fertig an der Wand hing.

Da die Frau zögernd im Zimmer stehen blieb, wurde er aufmerksam und fragte:

„Was gibt's denn noch, Frau Braun?“

„Ach, Herr Doktor, es scheint mit den Krügen nicht zu stimmen!“

Er hörte nun doch an dem Tone der Stimme, daß sie geweint hatte, und fragte gütig: „Sie haben geweint, was drückt Sie denn?“

„Ach, unser jüngster Sohn liegt

totkrank an der Lungenentzündung zu Hause und ist vom Armenarzte aufgegeben —“

„Ruhig, ruhig, liebe Frau, ich bin auch Arzt und komme sofort einmal nachsehen —“

„Aber, Herr Doktor...“

Bögernd hielt sie inne und wischte sich die Augen.

„Ruhig, Frau Braun, ich komme gern, auch ohne Ihnen die Tasche zu erleichtern, abgemacht! Sie bedienen mich nun schon seit mehr wie drei Jahren und... doch genug, gehen Sie ruhig nach Hause, ich komme sogleich!“

Er schrieb noch eben den Satz zu Ende und nahm dann Hut und Stock, um der nicht weit entfernten wohnenden Frau zu folgen.

Er fand das Kind stöhnend und in hohem Fieber liegend. Kaum hatte er es untersucht und über vierzig Grad Hitze festgestellt, als er sagte: „Hier muß sofort geholfen werden! Was hat der Arzt verordnet?“

„Diese Medizin und alle zwei Stunden eine Ganzpackung.“

Er nahm die Medizin und goß sie halb zum Fenster hinaus, dann sagte er: „Bringen Sie mir frisches Wasser, so kalt wie möglich, zwei Handtücher und einen größeren Waschlappen, wenn Sie keinen Schwamm haben!“

Die Frau beeilte sich, seinen Wünschen zu willfahren. Nun legte er ein ganz nasses Handtuch dem Kranken auf die Brust und ein trockenes darüber, wusch ihm Arme und Beine öfters, namentlich die Füße, die Glieder, jedesmal ohne abzutrocknen unter die Decke steckend.

„Es erscheint zwar grausam, das Kind nicht schlafen zu lassen, aber dazu hat er später Zeit genug! Vor allen Dingen muß das überflüssige Blut aus der Lunge gezogen und so das Leben gerettet werden!“ sagte er und erneuerte selbst das Wasser öfters an der Leitung.

Dieses Verfahren setzte er fort von abends acht bis nachts elf Uhr, da

mußte er, daß das Kind gerettet war.

Das qualvolle Stöhnen hörte auf, der Kranke sank in ruhigen Schlaf.

„Das war ein Rückfall, Frau Braun, nicht wahr?“

„Ja, er war schon durch, heute kam aber das Fieber zurück!“

„Na, ich denke, es ist nun endgültig aus dem Wege geräumt. Ich komme morgen früh wieder und schaue nach dem Kleinen. Sie haben doch jemand, der nach ihm sieht?“

„Gewiß, seine Schwester von bald vierzehn Jahren und die Nachbarin!“

„Na, vor morgen früh ist nichts nötig, und dann komme ich wieder! Gute Nacht, Frau Braun, und gute Besserung!“

Das vom Armenarzt aufgebene Kind war bald von ihm gerettet und dem Leben wiedergegeben, und nun trat die Zungenfertigkeit der Frau Braun in Tätigkeit. Bei ihrem ausgedehnten Kundenkreis warb sie unverdrossen für „ihren Doktor“, der schon nach einigen Tagen einen Schulkameraden ihres ersten kleinen Patienten vor der bereits angelegten Operation wegen Blinddarmentzündung bewahrte.

Der Kreis der Patienten, die seine Behandlung in Anspruch nahmen, vergrößerte sich zusehends, und noch vor Ablauf eines Jahres konnte er mit seinen Einnahmen und seinen Aussichten für die Zukunft vollauf zufrieden sein, da auch seine Fachschriftstellerei blühte. Und welchem Umstande hatte er den so lange verzögerten guten Beginn seiner Praxis zu verdanken? Einer in gütiger Absicht erzeugten Wohltat, die hundertfältige Früchte trug!

Frau Braun hatte kräftig die Reklametrommel gerührt und nicht mit schlechtem Erfolge. Ohne Reklame geht's eben beim besten Willen nicht!

So hatte er schließlich doch noch, als er es fast nicht mehr hoffte, festen Fuß gefaßt.

Auf Flügeln des Gesanges.

Von Emil Becker.

(Nachdruck verboten.)

Er war einmal betrogen worden und hielt sich dann für berechtigt, die ganze Welt für schlecht zu erklären, die es teilweise auch tatsächlich ist. Aber Arnold von Boffenthin war noch zu jung und hatte noch zu wenig von der Welt gesehen, um schon so blasiert urteilen zu können.

Nun verkehrte der Herr Assessor nur mehr sehr wenig, er zog sich für seinen Stand sehr zurück und verlor fast ganz die Verbindung mit der Außenwelt, die ein Beamter in solcher Stellung aufrecht zu erhalten suchen muß. Und was war die Ursache? Nun, eben die gewöhnliche. Er hatte sich als Student, wie man zu sagen pflegt, in ein allerdings reizendes Gesichtchen „verguckt“ und ein Verhältnis angefangen, in welchem Glückssahnen und -hoffen nur auf seiner Seite war, wie sich herausstellte. Nach vierjährigem Bestehen schickte ihm das reizende Persönchen, übrigens Tochter eines reichgewordenen, aber ungebildeten Handwerkers, den Absagebrief. Sie hatte nämlich, des langen Wartens müde, einen reichen Bewerber erhört und ihn auch kurz darauf geheiratet.

Anfangs überließ sich der junge Mann maßloser Verzweiflung, denn er hatte die selbstsüchtige Person wirklich geliebt, aber seine besten Gefühle an eine durchaus Unwürdige verschwendet.

Leider machte sich bei dem früher so lebenslustigen jungen Mann nun ein starker Drang nach Einsamkeit geltend, dem er auch insofern nachgab, als er seine Wohnung im Innern der Stadt, wo verschiedene Freunde und Bekannte im Vorbeigehen ihn überfallen konnten, aufzugeben beschloß. Er fand nach längerem Suchen, wobei er sich nicht überstürzte, ein

wirklich ideales „Buen Retiro“, wie er es nannte. Allerdings mußte er ordentlich zahlen, aber das konnte er schon, da sein Einkommen ihm das nunmehr sehr wohl gestattete.

Draußen, zehn Minuten vor der Stadt und doch mit dieser noch zusammenhängend lagen auf einem kleinen Hügel drei Villen nebeneinander, deren Äußeres und Umgebung ihm sofort gefielen. Alle drei hatten prächtig angelegte und gepflegte Vorgärten, in denen Rosen von allen Sorten, Nelken usw. weithin einen jedem bemerkbaren Duft verbreiteten. Dabei waren die Balkons und Vorderseiten in wirklich prunkender Weise mit Rosen und Kletterpflanzen geziert, und zwar so schön, daß ein Preisrichterkollegium in Zweifel gewesen wäre, welchem der Besitzer es den Preis für schönsten Schmuck hätte zusprechen sollen. Hinter den Villen lagen Nutzgärten mit schönen Lauben. An dem ersten dieser drei Prachtbauten hatte er im Vorbeigehen das übliche Schild „Wohnung von zwei Zimmern, möbliert, zu vermieten!“ entdeckt, aber gezögert, da ihm der Preis nach dem Aussehen zu urteilen sehr hoch vorkommen mußte.

„Ach was, fragen kannst du ja einmal!“ ermunterte er sich selbst und ging hinein. Eine ältere Beamtenwitwe war's, die ihn empfing und nach seinen Wünschen fragte. Ihr Mann war kürzlich gestorben, und durch Vermieten der ausgeschriebenen Wohnung hoffte sie, die ihnen so lieben Räume beibehalten zu können.

Der Preis war nicht zu hoch, den konnte er sich gewiß leisten. Sofort griff er zu, indem er der Vermieterin auseinandersetzte, daß er Ruhe suche und deshalb die Stadt verlassen habe.

„Die haben Sie hier in der wünschenswertesten Weise, nur die Züge stören etwas, die hinter dem Hause die Anhöhe erklimmen!“

„Das macht gewiß nichts, die habe ich nicht gemeint!“ erwiderte er, indem er sich verabschiedete und versprach, seine Sachen noch am gleichen Tage zu schicken.

Die Wohnung war wirklich ausnehmend schön.

Das Wohnzimmer vorn heraus gewährte eine prächtige Aussicht auf waldgefrönte Berge hin, die oft von schwebendem Hauch umzogen waren. Dazu stiegen die Düste der vielen Rosen zum Fenster empor und erfüllten das ganze, oft vom Sonnenlicht voll durchflutete Gemach.

Aber war er vorn schon erfreut durch die Schönheit des Gebotenen, so steigerte sich beim Schauen hinten heraus das Entzücken des Naturfreundes, der er immer gewesen, fast ins Maßlose. Das war ja das Schönste, was er bisher gesehen hatte!

Die Gärten erstreckten sich etwa fünfzig Meter ins Land hinein und wurden dann von Hecken abgeschlossen. Dahinter lagen Wiesen und Felder auf welligem Gelände bis zu der etwa fünfzehnhundert Meter entfernten Stadt mit ihrem breiten Weichbild, das viele Türme überragten. Dahinter schloß ein nicht zu hoher Berg das geradezu ideal schöne Landschaftsbild wirkungsvoll ab.

Hier hinten saß er am liebsten, auf der kleinen, hinter dem Schlafzimmer liegenden Verande und ließ den Blick über das imponierende Städtebild schweifen, das immer schön war, ob nun der Rauch sich in breiter Schicht darüber lagerte, oder bei Wind, der diesen hinwegfegte, die einzelnen Gebäude deutlich hervortraten. Die ihn wirklich bezaubernde Schönheit fürs Auge wurde fürs Gehör noch gehoben durch das herrliche Geläute, welches oft zu ihm herüberdrang.

Hier beruhigte er sich tatsächlich

über die Untreue des früher geliebten Mädchens, und es wunderte ihn sehr, wie leicht ihm das gelang.

Zwanzehn Tage wohnte er schon da und hatte noch kein Instrument ertönen gehört wie das Klimpeln ungeübter Kinderhände auf einem allerdings prachtvollen Klavier. Da quollen aber eines Abends ganz andere Töne aus den geöffneten Fenstern der zweiten Nachbarvilla hervor und da setzte auch eine glockenhelle Frauenstimme ein mit dem Weserlied. Das Weserlied! Wie oft hatte er es gesungen!

Wie elektrifiziert sprang er empor und lauschte den herrlichen Tönen. Wer mochte das sein? Er hatte noch niemand da gesehen, dessen Aussehen im entferntesten zu dieser Stimme gepaßt hätte.

Aber er konnte ja seine Wirtin nach der Nachbarschaft fragen, was er ja auch wegen etwaiger Besuchsverpflichtung nicht unterlassen durfte.

So erfuhr er denn, daß da seit einigen Wochen ein Professor Meinhardt mit Frau und zwei Kindern wohne, der vor einigen Tagen Besuch von seiner Schwägerin, einer jungen Dame von großer Schönheit, erhalten habe.

„Meinhardt, Meinhardt!“ murmelte er, als seine freundliche Wirtin gegangen, „sollte das wohl gar unser Senior aus Heidelbergs sonnigen Tagen sein? Da bin ich aber neugierig!“

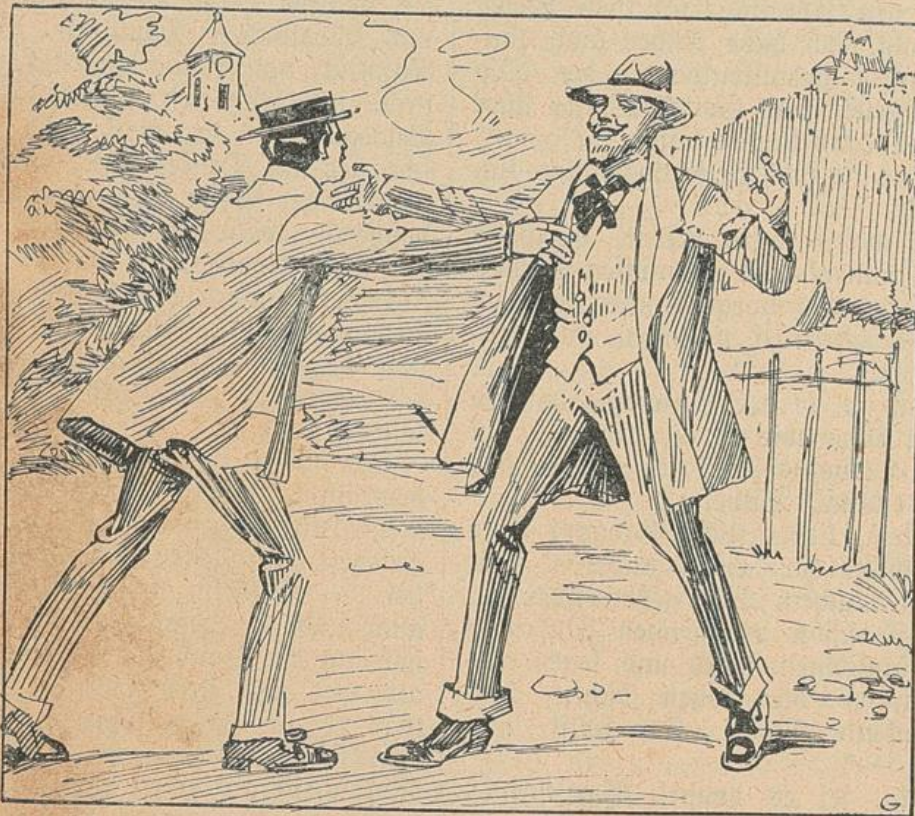
Derselbe Abend brachte schon die Lösung, denn beim langsamen Dahinschlendern überholte ihn ein hochgewachsener Herr, der seine gewiß nicht gering ausgefallene Größe noch um ein gutes Stück überragte. Ein Hinschauen, ein kurzes Stutzen, und „in den Armen lagen sich beide“. Aber sie weinten nicht, denn dazu war der junge Professor viel zu frohsinnig angelegt, aber sie begannen sofort, alte Erinnerungen hervorzuholen. Der Professor wollte „seinen jüngeren

Freund“ schon sogleich mitnehmen und seinen Damen vorstellen, aber dieser wollte die gesellschaftlichen Regeln wahren und am anderen Morgen zur richtigen Zeit Besuch machen, was denn auch geschah.

Und nun kam's, wie es eigentlich kommen mußte. Der junge Assessor war ein vorzüglicher Sänger; dessen klangreine Tenorstimme die Komilitonen oft entzückt hatte. Seit dem

Duett hielt den Schritt Vorübergehender gebannt. Kein Wunder, wie paktten auch die beiden schönen Stimmen zusammen!

Was er nie für möglich gehalten hätte, das trat schon bald ein. Er fragte das eigen schöne Mädchen, als er es allein in der Crimson-Rambler-Laube traf, ob es die Seine werden wolle und erhielt ein freundliches „Ja!“.



Treubruche hatte er zwar nicht mehr gesungen und keine Taste oder Saite mehr angerührt, aber hier konnte er sich dem Vortrage gar nicht entziehen, wenn er nicht allzu unhöflich erscheinen wollte.

So stimmte er denn ebenfalls das Weserlied an, und gewann damit sofort das Herz seiner späteren Braut, der schönen Schwester der freundlichen Hausfrau, wie sie ihm bald gestand. Und nun entwickelte sich ein eifriger Verkehr zwischen den beiden Willen, und manches technisch und künstlerisch auf der Höhe stehende

Keiner konnte sich mehr über ihn wundern, als er selbst. Anfangs hatte er sich fast verschworen, das weibliche Geschlecht fortan zu meiden. Und nun, kaum ein halbes Jahr später? Aber freilich, seine nunmehrige Braut war eine wirklich hochgebildete, feine Dame, mit der die Ungetreue gar nicht in Vergleich treten konnte.

Nun segnete er seinen Entschluß, die Stadt zu fliehen, denn in Folge desselben hatte er doch hier draußen so kurz nach vermeintlich so herbem Verluste sein Glück gefunden auf Flügeln des Gesanges.

Sonntagszauber.

Novellette von Emil Beke .

(Nachdruck verboten.)

Siehst du, mein Lieber, ein äußerer Anlaß liegt ja oft vor, diese Worte haben mich erst zum richtigen Nachdenken über den Sonntag und sein Wesen gebracht. Ich habe früher auch einigermaßen gedankenlos in den Tag hineingelebt und Gottes Wasser über Gottes Land laufen lassen —“

„Das ist das Beste, was man tun kann!“

„O nein, mein Lieber, durchaus nicht immer! Wie oft müssen Stromregulierungen vorgenommen werden, um Schäden zu verhüten und dergleichen.“

„Ach ja, in der Beziehung hast du recht! Aber wie ist es, gehst du mit nach Leopoldshöhe, ich frage dich noch einmal, Wilhelm?“

„Nein, lieber nicht, Gregor! Aber ich möchte dir einen anderen Vorschlag machen. Wir gehen über die jetzt so schön prangenden Fluren in den lauschigen Wald und legen uns da unter die hohen Eichen aufs schwellende Moos. Du sollst 'mal sehen —“

„Na, sei es drum! Um wieviel Uhr soll dann der äußerst genußreiche Ausflug beginnen?“

„Ja, spotte nur! Je früher du kommst, desto lieber ist es mir, wir halten dann erst ein gemütliches Plauderstündchen und gehen dann so etwa um vier Uhr los.“

„Mir recht, ich komme also, addio!“
Dieses Gespräch fand zwischen zwei Freunden in dem Zimmer des einen statt, und zwar an einem Samstagabend nach arbeitsvoller Woche. Die beiden jungen Leute waren nämlich Studenten und standen dicht vor dem Examen.

Ein größerer Gegensatz läßt sich nicht leicht denken wie der zwischen den in treuer Freundschaft verbundenen jungen Leuten. Wilh. Groß war ein wahrer Hüne mit breiter Brust und ebensolchen Schultern, Gregor Samtisch von kleiner, zierlicher Gestalt und lebhaften, eidechsenartigen Bewegungen, er war auch etwas schneller im Denken wie der Riese, welcher der Sohn eines reichen Hofbesizers, während Gregors Vater ein Subalternbeamter war.

Beide stammten aus dem nämlichen Orte und hatten dieselbe Universität bezogen, um einander nahe zu sein und sich gegenseitig stützen zu können.

Der Riese studierte Medizin, der bewegliche Samtisch Jura oder vielmehr Jura, denn er stöberte in den Gesetzen aller Zeiten und Länder umher. — Wilhelm Groß war früher auch nicht so besonders für Heilighaltung der Sonntage gewesen, aber als viel und gern lesender Mensch war er auf jenen Spruch gestoßen, hatte sich denselben fein säuberlich in Kundschrift auf einen Bogen geschrieben und über seinem Bett an die Wand geklebt, um ihn ja nicht zu vergessen. Auch jetzt fiel sein Blick darauf, nachdem ihn sein Freund verlassen, er murmelte:

„Bist mir ein gar lieber Spruch, du hast mir erst die rechte Kenntnis des Sonntagszaubers vermittelt, die mir früher verschlossen war!“

Bald nach dem Essen erschien am folgenden Sonntag sein Freund, der nach herzlicher Begrüßung sich auf einen Stuhl setzte, das angebotene Sopha verschmähend mit den Worten: „Ich sitze gern hart und

überlasse das Kanapee Damen und älteren Herren."

Sie gerieten alsbald wieder auf das bei dem Riesen so beliebte Thema; der holte denn auch nicht schlecht aus und hielt einen längeren Vortrag, dem sein Freund übrigens mit Spannung folgte.

"Laß mich 'mal mit der Bibel beginnen —"

"Na, das kann gut werden!"

"Wird es auch gewiß, aber unterbrich mich, bitte, nicht wieder. Also in der Bibel steht, und zwar II Moses 31, 14: So haltet meinen Sabbat! Denn er ist Euch heilig; wer ihn entheiligt, der soll des Todes sein; wer an demselben ein Werk tut, dessen Seele soll ausgetilgt werden aus ihrem Volke!"

"Ferner: Sechs Tage sollt ihr arbeiten; der siebente Tag soll euch heilig sein, ein Sabbat und eine Ruhe im Herrn; wer ein Werk an demselben tut, den soll man töten! (Dasselbst 35, 2)."

"Ich habe aus der Sonntagsfrage ein förmliches Studium gemacht und bin seitdem ein anderer Mensch geworden. Ich arbeite jetzt in der Woche viel mehr, um den Sonntag und seinen Zauber so recht genießen zu können. Ja, es gibt einen Sonntagszauber, das kannst du mir glauben! Sieh mal, schon die gesäuberten Straßen gewähren einen ganz anderen Anblick in ihrer Reinheit, ist's doch als ob die ganze Stadt ihr Feiertagsgewand angelegt hätte. Und dann die fröhlichen Menschen, die alle in gutem Anzuge mit sichtbarer Sonntagsfreude im Antlitz einherwandeln! Ist 's nicht so?"

"Ja, ja, es stimmt! Also deshalb bist du so fleißig geworden?"

"Ja, auch den Punkt habe ich mir beim Studieren klar gemacht".

"Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!" hat der Herr gesprochen, eh bien, also strenge ich mich am Tage an, um mei-

nen Abend, und in der Woche, um meinen Sonntag so recht genießen zu können. Wie gesagt, es ist eine ganz andere Sache mit mir wie früher.

"Sonntagszauber, Sonntagsfrieden, Die mich früher oft gemieden, Sind' ich nun im höchsten Maß, Ach, wie sehr erfreut mich das!"
deklamierte der kleine, bewegliche Freund, der trotz der trockenen Gesetzesparagrafen mit der Muße in freundschaftlichem Verhältnis lebte. Sie machten sich nun bereit, da die Hitze etwas nachzulassen begann. Es war nämlich Juni, einige Tage nach Pfingsten, und die Natur stand in ihrem schönsten Schmucke.

Der Große schien den Kleinen übrigens mit seinem Sonntagszauber angesteckt zu haben, denn auf dem Wege machte dieser oft genug den Freund auf schöne Blumen, Pfingstrosen usw. aufmerksam.

Feiertagsruhe herrschte überall umher; auf den Wiesen lag Heu, das einen kräftigen Duft verbreitete, und der Sonnenschein ließ alles in hellem Lichte erstrahlen.

Bei dem etwa eine halbe Stunde entfernten Walde angekommen, ließen sie erst ihre Blicke im Tale umherschweifen und besahen mit Vergnügen die in voller Breite sich zeigende Stadt, auf deren Dächern es flimmerte, und in deren Fenstern es blitzte und glitzerte.

"Nun sofort hinein, hinein

In Poseidons Fichtenhain!"

rief der muntere Jurist, flink wie ein Wiesel in den Wald laufend und sich auf das Moos legend, ein Vorgang, welcher bei seinem großen Freunde denn doch einiger Anstrengung bedurfte:

"Da sinkt sie hin, die deutsche Eiche, Schau jeder nur, daß aus er weiche!"
deklamierte der Kleine, fuhr aber entsetzt in die Höhe, als vor dem Walde ein erschütternder Hilfruf ertönte.

Diesmal war der Riese aber flinker wie der Kleine, denn blitzschnell

sprang er auf und dem am Walde vorbeiführenden Wege zu, auf welchem ein Wagen von zwei scheugewordenen, feurigen Pferden mehr gerissen als gezogen wurde.

Das war etwas für den Riesen! Ein Griff, ein gewaltiger Druck, und zitternd standen die gebändigten Tiere.

Der herbeigeeilte Jurist half unterdessen drei Damen, einer älteren und zwei jüngeren, aus dem Landauer, die zitternd und bebend nun da standen.

Nun kam auch an der Stirne heftig blutend der herabgeschleuderte Kutscher herangehinkt, den zunächst der Mediziner in Behandlung nahm, nachdem er die Pferde beruhigt und angebunden hatte.

Die Damen, Tante und Nichten, Witwe Landgerichtsrat Walter erstere und letztere, gleichen Namens, Töchter eines verstorbenen Professors, entschlossen sich, den weiten Weg zur Stadt zu Fuß zurückzulegen, nachdem der Kutscher erklärt hatte, für Pferde und Wagen sorgen zu können.

„Die Biester können sich immer noch nicht an die Teufelsdroshken ge-

wöhnen!“ sagte er sich so in seiner derben Art entschuldigend. Damit meinte er die Automobile, vor deren einem, das vorbeigerast, die Pferde scheu geworden waren.

Die Begleitung der jungen Herren wurde dankbar angenommen und dem Riesen für seine Tat besonderer Dank gespendet, den er aber nicht annahm.

„Selbstredend, weiß Pferde zu behandeln!“ war alles, was er sagte.

Sie mußten sich am folgenden Tage nach dem Befinden der Damen erkundigen, und bald entwickelte sich ein intimer Verkehr, der zu einem verwandtschaftlichen Verhältnisse führte, denn nach bestandnem Examen verlobten sich die Freunde mit den beiden schönen Schwestern. Bei diesen herrschte übrigens ein ähnliches Verhältniß, denn die eine war groß und schlank, eine königliche Gestalt, die andere klein und zierlich wie eine Elfe.

„So ist das Gleichmaß doch gewahrt!“ bemerkte fein lächelnd der Jurist, der Bräutigam der Kleinen.

„Ja, aber unser Glück verdanken wir nur meinem Vortrag über den Sonntagszauber!“

Der Pechvogel.

Novellette von Emil Beher.

(Nachdruck verboten.)

Schon in der Schule war Hans Pechhöfel in B. ein Pechvogel gewesen. Wenn er in der Mittagspause, ehe er in die Schule ging, noch ein wenig spielte, so kam es öfters vor, daß er die beiden Schläge der Kirchenuhr nicht für den vollen, sondern für den halben Stundenschlag hielt und infolge dessen mindestens eine Viertelstunde zu spät zum Unterricht kam. Da machte ihm dann der Lehrer mit ungebrannter Holzasche auf einer nicht näher zu bezeichnenden Stelle des Körpers begreiflich, was man unter Pünktlichkeit versteht, indem er von den angedrohten „Fünfundzwanzig“ nicht eine vergaß, was dem Hans doch gar nicht so unangenehm gewesen wäre. Da er nicht gern so viel Bücher trug, so pflegte er diejenigen zu Hause zu lassen, die am folgenden Tage nicht gebraucht wurden. Daß er sich oft genug irrte und die falschen bei sich hatte, machte ihm weniger Kummer wie dem Lehrer, der in solchen Fällen ihn fünfzigmal schreiben ließ: „Du sollst dein Lesebuch nicht vergessen!“ (oder Bibel usw.). Wie oft machte er seine Aufgabe auf die Tafel, anstatt ins Heft oder umgekehrt, so daß er trotz seiner unleugbaren Fähigkeiten vom Lehrer allzu oft ausgescholten werden mußte. Eines Tages wurden im Garten des Lehrers dessen schöne Äpfel, die sein ganzer Stolz waren, gestohlen. Bei dem angestellten Verhöre wurde Hans als Täter bezeichnet und sollte gerade summarisch abgestraft werden, da er im Besitze eines nicht ganz reinen Gewissens schuldbewußt das Haupt gesenkt hatte, als ein Mitschüler den Lehrer darauf aufmerk-

sam machte, daß Hans ja gestern nachmittag mit seinem Vater in der Stadt gewesen sei, es also nicht getan haben könne. Hans war also schon so überzeugt von seinem anhänglichen Pech, daß er gar unschuldig Strafe auf sich nahm. Als er die Schule verließ, sagte der Lehrer zu ihm: „Nun laß es dir gut gehen, Hans, aber suche dein Pech los zu werden; du hättest „Pechhäufel“ genannt werden müssen, dann wären deine Schicksale eher begreiflich gewesen.“

Hans wurde zu einem Schuster in die Lehre getan, wahrscheinlich weil man ihn in dieser Hinsicht für gut vorbereitet hielt, indem er das wichtigste Hilfsmittel gleich in Fülle mitbrachte. Ja, es blieb ihm treu, sein gesundes Pech, das merkte er bald. Sein Meister war mehr kinder- als kenntnisreich, so daß er oft nicht genügend Rücksicht auf gewisse verborgene Augen der in dieser Hinsicht auch nicht ganz unempfindlichen Landbewohner nahm. Aber ihm wurden die Stiefel und Schuhe nicht an den Kopf geworfen, sondern dem Lehrjungen Hans, der sie überbrachte. Da Hans mehr im Kindertragen als im Stiefelmachen ausgebildet wurde, so war er nach einem halben Jahre noch nicht imstande, seines Vaters, eines Tagelöhners, grobe Arbeitsschuhe zu flicken, weshalb er von diesem eine Tracht Prügel wegen Faulheit in der Ausbildungszeit erhielt. Infolge seiner Verteidigung, daß er bis jetzt fast immer die Kinder habe hüten und halten müssen, überzeugte sich sein Vater von der Richtigkeit der aufgestellten Behauptung und löste daraufhin den geschlossenen Vertrag mit der Be-

gründung, daß er seinen Sohn auch bei sich zu Hause in diesem Zweige menschlicher Tätigkeit ausbilden könne, indem dazu hinreichend Gelegenheit geboten sei. Hans war nämlich das älteste von neun lebenden Kindern. Er wurde nun durch Vermittlung eines Bruders seines Vaters zu einem Meister in der Stadt in die Lehre getan, wo er allerdings im Handwerk richtig beschäftigt wurde, aber auch bald einsehen mußte, daß ihm sein Pech, dessen er doch genug im Handwerk zur Verfügung hatte, treu geblieben sei. Zum Beispiel sollte er eines Tages ein Paar feine Schuhe bei dem Herrn Baron von Fischer in der Straße abgeben, geriet aber in die Straße, wo ihm in dem betreffenden Hause ein feingekleideter Herr die Schuhe bestens dankend abnahm mit dem Bemerkten, der Herr Baron werde am folgenden Tage zahlen. Der Herr Baron schickte zwar am anderen Tage seinen Diener, aber nicht zu diesem Zweck, sondern um zu fragen, wo denn eigentlich seine Schuhe blieben. Da stellte es sich denn heraus, daß der arme, vertrauensselige Hans einem geriebenen Schwindler zum Opfer gefallen war. Er machte mit dem Knieriemen des erbosten Meisters Bekanntschaft und seufzte: „Ach, das Leben ist doch so hart, und der Riemen ist nicht zart!“

Nichtsdestoweniger kam er im Handwerk jetzt gut vorwärts, da er ein anstelliger Bursche war und leicht begriff. In dieser Hinsicht war der Meister mit ihm zufrieden. Eine Zeitlang ging denn auch alles gut, bis ihm eines Tages etwas vorkam, was ihm einige saftige Orfeigen eintrug und ihm beinahe seine Stelle gekostet hätte. Ein feingeschniegeltes, fadendürres Herrchen trat in die Werkstätte, um sich ein Paar bessere Schuhe anmessen zu lassen. Er wurde unter vielen Komplimenten von dem Meister auf ein Dreibein genötigt,

wo er seinen rechten Schuh wegen des nötigen Anmessens ausziehen sollte. Daß das Dreibein auf einem Knieriemen stand, hatte niemand bemerkt. Der unglückselige Hans aber, der hinten, wie andere auch, keine Augen hatte, benötigte gerade in dem Augenblicke den Riemen, als der Herr sich tief bückte. Als Hans Widerstand an dem Riemen fühlte, zog er ziemlich heftig daran, in der Meinung, ein Hammer liege darauf. Der Ruck aber genügte, um den Schusterstuhl und damit dessen derzeitigen Besitzer umzuwerfen. Der Herr flog in kühnem Bogen in einen Haufen altes Schuhwerk und Handwerkszeug hinein, dabei die Beine hoch in die Luft streckend. Nun hätte der Meister zwar das Anmessen bequem im Stehen besorgen können, aber einerseits hielt der Herr die Füße nicht lange genug in die Höhe, andererseits hatte der Meister augenblicklich etwas anderes zu tun. Er verabreichte nämlich dem eigentlich unschuldigen Hans die besagten Ohrfeigen und warf ihn mit dem Bemerkten zur Türe hinaus, er möge sich zum Ruckuck scheeren. Zwar nahm er auf die Bitte des anständigen und nicht rachsüchtigen Kunden diesen Beschluß wieder zurück, aber es dauerte lang, bis wieder gutes Wetter bei ihm eintrat.

Hans machte aber bald ein schönes Gesellenstück, das allgemein als gut anerkannt wurde. Und nun wurde er Geselle und erhielt ziemlich guten Lohn, was ihn sehr freute, da er so gern seinen armen Vater unterstützte. Eines Abends kam er ganz spät von einem Bestellgange zurück und wurde in einem Nebengäßchen von drei Burschen angefallen und jämmerlich verhauen, bis einer rief: „Das ist ja gar nicht der Richtige!“, worauf sich die gelegentlichen Pechlieferanten schleunigst entfernten. Seine Prügel hatte unser Hans aber weg, der sich nicht einmal für die reiche Lieferung bedanken konnte, da die liefernde

Bande zu schnell verschwunden war. Aber es würde zu weit führen, wenn ich die weiteren Schicksale des Pechvogels, der ein guter Mensch war und blieb, schildern wollte. Nur zwei besondere Merkmale will ich hervorheben, die genügend dartun werden, daß Hans noch auf Jahre hinaus mit Pech versorgt war. Und das war so: Hans lernte später ein gutes, fleißiges Mädchen kennen, das bei reichen Leuten diente und sich schon ein gutes Stück Geld gespart hatte. Das kräftige Mädchen gab ihm gern das Jawort, und da sie beide in dem Alter waren, in den Stand der Ehe eintreten zu können, so wollten sie so bald wie möglich heiraten. Sie wollten nur so lange warten, bis sie noch 200 Mark mehr gespart hätten, also nur noch einige Monate. Da trat für Hans ein Glücksumstand ein, der ihm ein sofortiges Heiraten und sogar das Ankaufen eines guten Geschäftes ermöglicht hätte, wenn — sein Pech nicht gewesen wäre. Er gewann nämlich in der Lotterie 10.000 Mark und war überglücklich. Noch ehe er seinen Gewinn bar in der Tasche hatte, dessen Auszahlung sich verzögerte, ließ er sich zur Heirat anschreiben und trat in Unterhandlung wegen Ankaufs besagten Geschäftes ein. Glücklicherweise sagte er nicht sofort fest zu, und das war sein Glück, denn noch am nämlichen Tage wurde die Beziehung der Lotterie umgestoßen und Hans ging später leer aus. Dagegen nahm die Heiratsgeschichte ihren regelmäßigen Fortgang. Hans mochte seiner Braut es nicht antun, daß sie nun noch zurücktraten, und so heirateten sie denn.

Die junge Frau war aber sehr tüchtig und wußte gut zu wirtschaften, auch verdiente sie ziemlich viel Geld als geübte Büglerin, während

er zwar nicht als Schuhladenbesitzer, aber doch als Flickschuster sich durchschlug. Er tröstete sich also mit seinem gewohnten Pech und dachte bald nicht mehr an die traurige Lotteriegeschichte. Er war nämlich kein Grübler und vergaß unangenehme Sachen ziemlich schnell.

Was ihm aber bald darauf vorkam, raubte ihm für lange Zeit seinen Gleichmut, und es wäre manchem andern ebenso gegangen.

Eines Tages stellte sich eine ganz verwahrloste alte Frauensperson bei den Eheleuten ein, die sich als Rätchens, der jungen Frau, Mutter vorstellte, welche Behauptung sie durch einen alten, zerrissenen Trauschein erhärten konnte. Hans, dem seine Braut in gutem Glauben gesagt hatte, sie sei elternlos, fiel fast auf den breiten Rücken vor Schrecken. Das war eine schöne Bescheerung! Sie konnte die alte, arbeitsunfähige Frau nicht vor die Türe setzen, sondern mußten sie ernähren und kleiden und dazu noch ziemlich hohe Kosten für einen Aufenthalt in einem Hospital bezahlen. Die Frau, die übrigens vor Jahren von ihrem Manne ausgerückt und seitdem verschollen gewesen, war gar nicht dankbar, sondern stiftete häufig Unfrieden, so daß Meister Hans erleichtert aufatmete, als sie nach zwei Jahren das Zeitliche segnete, und er von dieser Last befreit wurde. Er hatte nämlich nun schon zwei Kinder und war froh, nicht noch eine Person ernähren zu müssen. Aber nach diesem letzten Streiche des heimtückischen Schicksals erwartete er nichts gutes mehr, sondern tat still seine Arbeit, zufrieden, daß sie ziemlich gut vorwärts kamen. Woher hätte denn auch ihm das Glück kommen sollen, ihm, dem Pechvogel?



Spieleraberglauben.

Nächst dem Schauspieler und vielleicht auch noch dem Seemann ist wohl der abergläubigste Mensch in der Welt der eingefleischte Spieler. Als die Polizei vor einiger Zeit einmal wieder einen vornehmen Spielklub in London aushob, da fand sie, so berichtet eine englische Zeitschrift, auf dem Spieltisch neben den üblichen Spielrequisiten, den Banknoten und dem Golde auch noch einige merkwürdige, anscheinend nicht dazugehörende Gegenstände, wie Puppenköpfe, chinesische Figürchen und kleine Spielzeugbären. All diese sonderbaren Sachen stellten sich als die „Glücksbringer“ der beteiligten Spieler heraus. In Monte Carlo trägt fast jeder Spieler, ob er es nun zugibt oder nicht, sein Amulett mit sich herum; und wohl das schauerlichste ist ein Knöchelchen aus einem menschlichen Finger, dem der Eigentümer desselben, der es stets in der Westentasche bei sich trägt, alle seine Glückserfolge zuschreibt.

In Monte Carlo gibt es Spieler, die nur dann ihr Glück versuchen, wenn die Garderobenummer, die sie bei Abgabe ihres Hutes oder Stockes erhalten, eine ungerade ist, und andere wieder sind fest überzeugt, daß nur bestimmte Tage, Stunden, ja Minuten ihnen Glück bringen.

Ein sonderbarer Aberglaube verbietet es manchen Spielern, Gold und Silber auf die gleiche Nummer zu setzen. Und manch ein Spieler hat schon sein Gold schnell zurückgezogen, wenn ein anderer auf dasselbe Quadrat Silber setzte.

In der englischen Gesellschaft ist seit einigen Jahren das Bridge-Spiel sehr in Aufnahme gekommen und mit ihm hat der Bedarf an glückverheißenden Talismanen einen großen Aufschwung

genommen. Die Antiquitätenhändler können gar nicht genug der scheußlichsten orientalischen Götzenbilder, holzgeschnitzten Tiere und farbigen Halbedelsteine heranschaffen. Und keine der Damen versäumt es je, ihren Talisman mit an das Bridge-Tischchen zu bringen. Eine bekannte Dame der englischen Gesellschaft würde niemals spielen, ohne ihre winzige Eidechse bei sich zu haben, die mit Hilfe einer feinen goldenen Kette an ihrem Kleid befestigt ist, und eine andere trägt den in Gold gefaßten ersten Zahn ihres Ältesten als Glücksbringer bei sich — eine Sitte, der übrigens auch bei uns zärtliche Mütter und Väter huldigen, allerdings ohne materielle Nebengedanken.

Spieler sind ja auch die Börsenspekulanten und auch unter ihnen ist mancher Aberglaube verbreitet. Von einem Londoner Bankier wird behauptet, er lasse den ganzen Tag sich auf keinerlei Spekulation ein, wenn ihm am Morgen auf seinem Wege nach seinem Bureau eine weiße oder graue Kaze über den Weg gelaufen sei. Eine schwarze Kaze hingegen ist ihm ein glückbringendes Omen, von dem er sich gern zu den gewagtesten Spekulationen leiten läßt.

Noch einfacher macht sich ein anderer Bankier die Entscheidung: Er wirft einfach ein Geldstück auf den Tisch und richtet sich danach, ob „Kopf oder Schrift“ oben liegt. Und wieder ein anderer sucht den Himmel dadurch zu beschwören, daß er Anzüge von bestimmter Farbe anlegt, je nachdem, was er von der Börse erhofft. Soll es eine Hauffe sein, so kleidet er sich hell — dunkel hingegen, wenn er auf eine Baïsse und recht günstige Einkaufsgelegenheit hofft.

